Leseprobe(n) / Quergelesen…. / Ausschnitte

Wer Angst hat, ist noch lange kein Feigling

**Am Weg**

Die Stewardess lächelt: „Ein Glas Sekt?“ Warum nicht, schließlich gibt es einen Grund zum Feiern, wenn auch mit niemanden, dem ich zuprosten könnte. Die anderen Reisenden in der Business-Class haben sich hinter Tageszeitungen versteckt, tippen in Laptops oder studieren unermüdlich ihre Agenden.

Es riecht nach Raumspray und Putzmittel. Die Spuren der Menschen, die ein paar Stunden zuvor in denselben Sitzen saßen, wurden minutiös entfernt. Nichts lässt erkennen, ob der Fluggast auf meinem Platz gearbeitet oder geschlafen hat. Vielleicht hat er gelesen, die Minuten bis zur Landung gezählt, Ängste ausgestanden oder gar Tränen vergossen. War er eine sie? Bei Langstreckenflügen wird der Sitzplatz zum Lebensraum und Nummer acht ist, für die nächsten zwölf Stunden, von Frankfurt nach Mexiko, meiner.

Dieses Ticket kostet genau fünfmal so viel wie das in der Chicken-Class, im dicken Bauch der Boeing. Hätte ich es bezahlen müssen, säße ich hinten auf einem der billigen Plätze und auf dem Sitz neben mir wahrscheinlich ein übergewichtiger Kerl im Hawaiihemd, auf dem Weg nach Cancún. Dank meiner Flugmeilen, die ich für meinen Platz eingetauscht habe, bin ich solchen Bekanntschaften diesmal entkommen. Meilen hatte ich schließlich genügend, denn in den letzten beiden Jahren war ich ständig auf Reisen, meistens nach Mexiko, aber nie zuvor *One Way*.

Was von meinem Leben bisher übrig blieb, habe ich in zwei Koffer und ebenso viele Schachteln gepackt. Ich war so beschäftigt, dass ich mir jeden Zweifel erspart habe. Einen Job in Mexiko erfinden und beim Chef durchsetzen, Schulden zurückzahlen und mich verabschieden. Ein volles Programm bis zum Abflug. Das ist meine Art zu funktionieren. Ich kann Vorsätze, ohne lange zu überlegen, in Pläne umsetzen, sie wie geplant durchführen und erst danach mit dem Nachdenken beginnen. Letzteres auch nur, wenn es sich nicht umgehen lässt. Hätte ich darüber nachgedacht, wäre ich zu dem Schluss gekommen, diesen absurden Plan zu verwerfen. Wahrscheinlich hätte ich mich für folgende Variante entschieden: In Österreich bleiben, weiterhin funktionieren, endlich das suchen und finden, worauf es im Leben ankommt. Weggehen ist schließlich keine Lösung. Was man an sich selbst nicht leiden kann, verfolgt einen so treu wie der eigene Schatten. Niemand kann vor sich selbst davonlaufen, auch ich nicht. Bleiben war auch keine Variante, denn da war sie: die Angst vor einem durchschnittlichen Leben und das Bild einer gealterten Frau, die an ihre Jugendträume denkt und sich eingestehen muss, dass diese Träume nur Träume geblieben sind. Dem vorzubauen, habe ich eine Methode gefunden, mich und meine Ängste zu überlisten. Ich entscheide, ohne nachzudenken, und verkünde meinen Entschluss jedem, der mir über den Weg läuft. So gibt es keinen Weg mehr zurück.

Mit 19 habe ich in einem Radioprogramm gehört, dass junge Reporter gesucht werden, und mich gemeldet. Rasch, bevor ich mir ausmalen konnte, warum man mich ganz bestimmt nicht nimmt. Zwei Jahre später wurde ich zur Leiterin eben dieser Sendung ernannt. Unter vier Augen fragte mich der Abteilungsleiter, ob ich mir den Job tatsächlich zutraute. Mein Ja kam so schnell und bestimmt, dass ich selbst erstaunt war. Bilderbuch-Karriere, Studienabschluss und eine perfekte Beziehung. Bis auf letzteres habe ich alles abgehakt.

Viele Frauen meiner Generation haben eine ähnliche Checklist. Wir wollen alles und das sofort, also stellen wir hohe Ansprüche. Und zwar an uns selbst: Die beste Ehefrau und Geliebte, die erfolgreiche Journalistin (an diesem Platz kann jede nach Belieben ihren eigenen Traumjob einsetzen) und irgendwann die beste Mutter auf Erden. Attribute wie schön, mutig und kerngesund müssen wohl nicht erst erwähnt werden. All diesen Anforderungen kann keine Frau entsprechen. Aber versuchen darf sie es und daran scheitern, so hat sie später ausreichend Grund deprimiert zu sein. Die perfekte Frau ist ein ambitioniertes, aber chancenloses Projekt. Aber auch solche Erkenntnisse habe ich immer erfolgreich verdrängt.

Nach einer kurzen, dafür steilen Radiokarriere wollte ich mehr. Also bewarb ich mich mit knapp 24 Jahren beim Fernsehen. Der Inlandsreport war damals in Österreich die innenpolitische Reportage-Sendung und deshalb musste ich genau dort hin. Ich wählte die Nummer, ganz ohne nachzudenken, und bekam einen Termin: ein Doppelinterview mit beiden Sendungsleitern. Ich bestand und weiß bis heute nicht wie. Der Zug raste in voller Fahrt weiter. Von den Zweifeln an meinen Fähigkeiten habe ich mich mit viel Anstrengung und Kreativität abgelenkt. Ein paar Jahre und Sendungen später verkaufte ich meine erste Auslands-Dokumentation, lange bevor ich das nötige Handwerkszeug dazu hatte. So landete ich schließlich in Rio de Janeiro, mit einem 3-Millionen-Budget (damals noch österreichische Schilling), einem Kamerateam und dem verdammten Gefühl im Bauch, dass ich meiner Rolle nicht gewachsen war. Es heißt, dass Journalisten Blender sind. Wenn das tatsächlich zum Berufsbild gehört, bin ich für diesen Job geboren…

**Über die Angst**

„Das Erschrecken ist der kleine Bruder der Angst. Und Angst macht aus Gesunden Kranke.“ Der Schamane schaut mich forschend an, so als wolle er sicherstellen, ob ich wirklich verstanden hätte. Ich nicke. Angst könne man heilen, schließt der Fachmann in Sachen Angst. Dann steht er auf und lässt mich einfach sitzen. Anscheinend hat er andere Dinge zu tun und ich habe ja offensichtlich keine weiteren Fragen.

Da sitze ich also und überlege, ob ich ihn um ein Ritual bitten sollte. Auch wenn meine Ängste von Zeit zu Zeit einfach verschwinden, irgendwann tauchen sie stets wieder auf. Der gute Mann ist schließlich vom Fach und obendrein wäre so ein Ritual Teil der Recherche. Warum nicht, ich kann so was sogar mit beruflichem Interesse rechtfertigen. Rechtfertigen vor wem? Vor anderen oder vor mir selbst? Zuerst muss mir wohl klarwerden, wovor ich eigentlich Angst habe oder wovor ich am meisten Angst habe.

Als Kind hatte ich Angst vor der Dunkelheit und vor dem Alleinsein. Meine Tagträume erschreckten mich ebenso wie die stets wiederkehrenden Albträume. Gleichwohl: Die Zeit zum Schlafengehen war für mich der schlimmste Moment des Tages. Im Dunkeln konnte ich nicht einschlafen, die Tür zu meinem Zimmer musste immer einen Spalt breit offenbleiben. Trotzdem bin ich jede Nacht in das Schlafzimmer meiner Eltern geschlichen und in das Bett meiner Mutter gekrochen. Leise, fast unhörbar, damit der Vater nicht aufwacht und mich wieder zurück in mein Zimmer – zurück zur Angst – schickt.

Seit meinem ersten Schultag hatte ich Angst, nicht zu bestehen. Ich erinnere mich an viele Sonntage, an denen ich inständig hoffte, krank zu werden, nur damit ich montags nicht zur Schule müsse. Ich war mir sicher, ich sei nicht gut genug. Ja, ich erfand sogar eine Art Spiel, das eigentlich kein Spiel, sondern trauriger Ernst war. Es hieß *Neuanfangen*. Zu Beginn setzte ich mich aufrecht hin und versuchte, genau ab diesem Moment perfekt zu sein. Eine perfekte Tochter, eine gute Schülerin, schlicht ein vorbildhaftes Kind. Jedes Mal aber scheiterte ich. Dann war ich wieder dieses ganz normale Mädchen, das darauf vergaß, „perfekt“ zu sein, und Fehler machte. Ein Mädchen, das man schimpfte und ganz sicher nicht so sehr liebte wie die makellose Tochter, die ich zu sein versuchte. Also war ich wieder zurückgeworfen und musste neu anfangen. Ich biss meine Fingernägel ab und zog den Kopf ein.

Irgendwann war die Schulzeit vorbei. Die Angst, nicht zu bestehen, verschwand jedoch nicht. Die Prüfungsangst verwandelte sich in die Angst, im Beruf zu scheitern, den Ansprüchen nicht zu genügen, meinen eigenen Ansprüchen nicht zu genügen. Ich habe die Latte so hochgelegt, dass ich sie nur selten erreichen konnte. Meine Chefs mussten sich nie damit aufhalten, mich zu kritisieren, darin kam ich ihnen stets zuvor. Ich versuchte, so nahe an die Perfektion heranzukommen, wie es nur ging. Koste es, was es wolle. Das Rezept ließ mich zwar rasch die Erfolgsleiter hochklettern, machte mich aber krank. Die chronische Gastritis war nur ein äußeres Zeichen. Trotzdem hatte ich noch nicht genug.

Mit meiner langjährigen Beziehung kam die Angst, verlassen zu werden. Die Angst, nicht mehr geliebt zu werden und irgendwann alleine zu bleiben. Dafür habe ich mir genau den richtigen Mann gesucht, der mich in dieser Angst immer bestärkte. Schließlich war er sich nie sicher, ob er mich wollte oder nicht. Mit dem Tod meiner Schwester kam eine neue Angst dazu. Die Angst, von der Traurigkeit verschluckt zu werden. Die Angst, dass die grauen Tage zu Wochen werden können. Schließlich gesellte sich noch eine weitere Angst dazu: die vor dem Tod. Diese Angst teile ich wohl mit vielen. Vor allem mit denen, die keine klare Antwort darauf haben, was danach passiert. Aber vielleicht sind es gerade religiöse Menschen, die die meiste Angst vor dem Danach haben. Sündige Christen erwartet schließlich die Hölle oder gar die ewige Verdammnis. Für Atheisten ist Tod das Ende, ein Nichts, ungewiss. Zweifellos etwas, vor dem man sich fürchten kann. Es ist die Angst vor dem *Nie mehr wieder*. Nie mehr wieder die umarmen, die man liebt. Nie mehr wieder die Sonne aufgehen sehen. Nie mehr wieder glücklich sein. Deshalb hasten wir wohl alle durchs Leben. Schließlich weiß ja keiner, wie viel Zeit ihm bleibt, um all das abzuhaken, was auf seiner Liste steht…

**Machos und andere Schwächen**

Das Wort Macho gibt es auch, ganz unabhängig von der lateinischen Wurzel masculus, auf Nahuatl, in der Sprache, die einst die Völker Mexikos verband. Da aber hat dieses Wort eine andere Bedeutung. Macho steht hier für beispielhaft, oder beschreibt jemanden, der ein Vorbild für andere darstellt. Ein Tatbestand, der in Mexiko scheinbar zu großer Verwirrung und zu Verwechslungen geführt hat...

Eine Archäologin, eine Architektin, eine Krankenschwester, eine Geschäftsfrau, eine Journalistin und eine Mexikanerin, die gut geheiratet hat. Eine Frauenrunde. Es geht um Machos. Der Arbeitstitel: Was ist dran am mexikanischen Mann?

Frau zeigt sich von der modernen Seite. Zur Einleitung zitiere ich aus dem elektronischen Mexiko-Lexikon, der Quelle zum besseren Verständnis von Mexiko für Deutsche, Österreicher und Schweizer. Dort steht zu lesen:

***Machismus beruht auf einem Weltbild, in dem die Dominanz des Mannes und damit die Unterordnung der Frau verherrlicht und in Sprache wie in Alltagspraxis zementiert wird.***

Ein langer Satz. Wollen Frauen das? Wohl nicht mehr, könnte man meinen. Weiter: ***Wechselnde Sexualpartner sind beim Mann ein Beweis von Potenz und Männlichkeit, bei Frauen hingegen wird dasselbe Verhalten als Sünde angesehen, die sie auf eine Stufe mit Prostituierten stellt und als ehrbare Mitglieder der Gesellschaft disqualifiziert.***

Na fein. Willkommen im Club der Outlaws. Nichts von dem, was hier zu Machismo steht, will mir gefallen. Die geladenen Damen sehen das anders. Nach dem Essen und nach ein paar Gläsern guten spanischen Tempranillos kommen wir der Sache näher. Alle sechs geladenen Mexikanerinnen bevorzugen einen Macho gegenüber dem modernen Mann. Zweifellos sei der Begriff Macho neu zu definieren. Eine Art gereifter Macho, der tatsächlich akzeptiert, dass seine Frau Karriere macht und auf eigenen Beinen steht. Hört, hört. Wie liberal auch… Und das macht den Herrn dann zu einem akzeptablen Lebenspartner? Carla, die Geschäftsfrau der Runde, bringt ihr Argument auf den Punkt „Moderne Männer wissen nicht, welche Rolle sie spielen sollen. Sie wollen über alles offen reden und lösen bei mir, wenn überhaupt, Gefühle, nur Muttergefühle aus. Ich will erobert werden, will, dass mir ein Mann jeden Wunsch von den Augen abliest und nach dem Ja-Wort will ich, mit Verlaub, umsorgt werden.“ Sie schaut mich an: „Ich verstehe euch Europäerinnen nicht. Ihr wollt eure Freiheit und bezahlt sie mit 50% der Restaurantrechnung. Und was ist diese Freiheit? Ein Mann, der nicht weiß, was er will, und ein Leben, in dem Ihr beweisen müsst, dass ihr Frauen die besseren Männer seid. Felizidades – meine Glückwünsche.“

Echte Machos seien leicht zu manipulieren, man müsse nur die Spielregeln kennen. Also erklärt mir Carla genau, wie mit Machos umzugehen sei. Ich mag diese Frau. Sie ist so direkt und unverschämt, dass sie alle europäischen Emanzen in den Schatten stellt. Klar, so ist sie nur, wenn sie unter Freundinnen ist. In der Öffentlichkeit ist sie die perfekte Ehefrau. Makel- und tadellos.

„Tatsache ist“, sagt Carla, „dass wir Frauen schlauer sind.“ Und deshalb seien klassische Machos die perfekten Ehemänner. „Sie funktionieren nach Handbuch. Ein Beispiel: Sagen wir, du willst, dass dein geliebter Mann ein Haus kauft. Zuerst suche dein Traumhaus. Hast du es gefunden, sage am selben Abend zu ihm: Mein Schatz, also heute habe ich das Haus gesehen, von dem du immer geträumt hast. Mit allen Schikanen. Du würdest es nicht glauben: ein wahrer Traum. Nein, besser sage ich dir erst gar nicht, wo es steht. Sonst begehst du noch die Dummheit und kaufst es. Und das, wo wir doch gar kein Haus brauchen. Schließlich haben wir eins und wenn du mich fragst: Ich bin hier restlos glücklich. Aber natürlich: Du entscheidest.“ Carla lächelt arglos. Zu mir sagt sie „Jetzt komme mir nicht damit, dass dieses Beispiel schlecht gewählt ist, weil die meisten Herren nicht das nötige Kleingeld für dein Traumhaus haben. Abgesehen davon, dass ich dir nicht empfehle, einen Mann zu heiraten, der sich das nicht leisten kann. Hier geht es um die Methode und die ist immer erfolgreich. Du kannst sie bei allem anwenden. Das Rezept ist unschlagbar und der Göttergatte glaubt obendrein, er hätte das Haus entdeckt und der Kauf wäre allein seine Entscheidung gewesen.“ „Ist das nicht zu platt?“, frage ich zweifelnd. „Überhaupt nicht, meine Liebe.“ „Also hat dir einer dein Traumhaus gekauft?“ Sie zieht verschwörerisch eine Braue hoch „Nicht nur einer und auch nicht nur ein Haus.“

„Nun, zu den generellen Regeln im Umgang mit Machos“, sie zündet sich eine Zigarette an, „ein Mann will verwöhnt werden. Hier ein paar Tipps für den Moment, in dem der Göttergatte heimkommt. Erstens, du musst so gut aussehen, wie du nur kannst. Zweitens habe sein Essen fertig. Natürlich extra für ihn zubereitet. Auch wenn es in Wirklichkeit das Dienstmädchen gekocht hat oder vom Laden an der Ecke kommt. Schenk ihm zur Begrüßung einen Tequila ein und nenne ihn stets *Mi Amor*. Sag ihm, du hättest dich den ganzen Tag auf diesen Moment gefreut, selbst wenn er eine Stunde zu spät kommt. Solche Nebensächlichkeiten erwähnst du natürlich mit keinem Wort. Glaube mir: Dieser Mann liest dir jeden Wunsch von den Augen ab. So einfach funktionieren sie, die Herren der Schöpfung.“

„Diese hinreißenden Machos haben aber auch kleine Defekte, oder? So wie Affären zum Beispiel.“ Carla schaut mich groß an: „Und was ist dabei das Problem? Nehmen wir an, er hat eine Geliebte, na dann soll er. Schau mal, Süße, eine Geliebte hält den guten Mann auf Trab und er kommt stets in großartiger Laune heim. Obendrein hat er Schuldgefühle und macht dir teure Geschenke: Schmuck, Pelzmäntel und Kunstwerke. Sobald du kannst, setzt du all diese Kostbarkeiten in Geld um und legst es gut an.“ Ich denke an Carlas Mietwohnungen und muss schmunzeln. Die Fachfrau in Sachen Männer beugt sich vor und sagt leise „Glaub mir, die Geliebte wird ihm irgendwann langweilig und dann kommt er wieder früher nach Hause und alles ist wieder beim Alten.“

Die Archäologin spricht vom Mexikaner als Liebhaber und bezweifelt, dass es den modernen Mann wirklich gibt. Gäbe es ihn tatsächlich, sei er ein nicht überlebensfähiges Hybrid. Die Krankenschwester erinnert sich an alte Zeiten und schwärmt vom wahren Caballero. Am Ende des Tages weiß ich, dass Machos der Stoff für einen guten Film sind. Ich weiß aber nicht mehr, was ich will. Einen Macho oder einen neuen Mann? Neue Männer braucht das Land, sang schon Ina Deter in den 80ern. Sie suchte offensichtlich verzweifelt, sprühte es auf jede Wand – und war sogar bereit, für so einen Mann zu bezahlen...

**Über den Tod**

In der Nacht der Toten geht es eigentlich nicht um Brauchtum, nicht um indianische oder katholische Rituale. Es ist ein Film, in dem über das Sterben geredet wird, über den Tod und das, was nachher kommt. In Mexiko wird gerade heftig diskutiert, ob der farbenfrohe Kult um die Muertos wirklich präkolumbianische Wurzeln hat, oder als Theater für die Fremdenverkehrsindustrie inszeniert wurde. Manche meinen, dass findige Kirchenväter einst das mexikanisierte Allerheiligen- und Allerseelenfest erfunden haben, um die Menschen für den katholischen Glauben zu gewinnen.

Mir erscheint die Diskussion leidig, vor allem wenn man die Menschen hier einmal auf den Friedhöfen feiern gesehen hat. Da wirkt nichts aufgesetzt oder gespielt. Das sind echte Gefühle: Trauer und zugleich Humor. Welches Volk lacht schon über den Tod? In der Volksschule reimen die Kinder Gedichte über den Sensenmann, der in Mexiko eine Sensenfrau ist. *La Muerte*, der Tod, ist hierzulande weiblich und trägt viele Namen, sogar Kosenamen. Sie hat eine andere Rolle als der Tod in unserer Welt und das mag daherkommen, dass die indianische Bevölkerung glaubte, dass der Tod nur eine Station auf einer langen Reise sei. *La Muerte* begleitet den Menschen nur ein Stück des Weges in ein anderes Leben. Ich frage mich, ob das der Grund ist, dass niemand hier Sterben so fürchtet wie wir. Wir, die Menschen der alten Welt, jenseits des großen Wassers. Die Mexikaner essen zu Ehren ihrer Verstorbenen Zuckerskelette und süße Särge, sie singen und tanzen. Sie feiern. Claudio Lomnitz zitiert in seinem Buch „La Idea de la Muerte en Mexico” Diego Rivera in einem Interview. Ein Journalist fragte den berühmten Maler: „Haben Sie schon über den Tod nachgedacht?“ „Wenn Sie sich in meiner Werkstätte umsehen, werden Sie überall den Tod sehen, in allen Farben und Größen“, erwiderte Rivera fröhlich. „Ja“, unterbrach der Interviewer ungehalten, „ich rede nicht von diesem öffentlichen, populären Tod. Ich rede von dem Tod, der uns alle erwartet!“ „Wissen Sie“, antwortete der Maler, „in der Frage bin ich Mexikaner. Auch dieser Tod ist für mich ein populärer Tod.“ Im gleichen, wirklich lesenswerten Buch wird noch ein anderer zitiert: Andre Breton. Die Mexikaner könnten Leben und Tod miteinander vereinbaren, ja sogar miteinander versöhnen, wundert sich der französische Surrealist. Genau das sei eine der Fähigkeiten, die er am meisten an ihnen schätze.

Ich glaube inzwischen, je mehr man über das Verhältnis eines Volkes zum Tod sagen kann, umso mehr weiß man über dessen Verhältnis zum Leben. Das Thema ist in Mexiko allgegenwärtig. Man kann hier offen über den Tod reden, nachdenken und ja sogar lachen. Auch wenn, so wie Autor und Denker Carlos Monsivais erinnert, selbst Mexikaner Angst vor dem Sterben hätten. Wem kann man das übelnehmen, wenn man bedenkt, dass vor 500 Jahren den Menschen in diesem Land die Aussicht auf ein nächstes Leben durch die Bilder von Himmel und Hölle versperrt wurde…

**Be-Ziehung**

Die Bilanz nach zehn Monaten Mexiko: Ich habe einen Job, ehrlich gesagt ist das keine besondere Leistung, denn mit dem bin ich schon hier gelandet. Vielleicht sollte ich also sagen: Ich habe noch immer einen Job. Unter Neuerwerbungen hat zu stehen: Ich habe einen Mann und ab heute ein eigenes Auto. Den Ex-Golf des Ex-Diplomaten. Frank hat inzwischen ein schniekes Dienstauto, einen silbernen VW-Jetta, und braucht das gute alte Stück nicht mehr. Also hat die neue Freundin den alten Wagen gekauft. Ja, gekauft, schließlich will ich ihn nicht geborgt. Jetzt habe ich wieder ein eigenes Auto.

Kaum merklich verändert sich mein Leben: Das Abenteuer Mexiko wird zum Alltag und die Mega-City zur neuen Heimat. Es fühlt sich gut an, ich bin ein Teil dieser Stadt, weil ich ein eigenes Leben in ihr habe und nicht mehr als Zaungast danebenstehe. Bald habe ich auch ein eigenes Zuhause. Wenn alles nach Plan läuft, ziehen Frank und ich in ein paar Wochen in unser gemeinsames Haus. Davon habe ich meinen Eltern gegenüber bisher nichts erwähnt. Schließlich waren wir ständig unterwegs. Schwachsinn, kommentiert meine innere Stimme.

Zugegeben: Zeit zum Reden gab es genug. Ich wollte aber nicht. Warum eigentlich? Weil ich vor mir selbst nicht eingestehen will, dass ich wieder einer Beziehung zugestimmt habe, in der man zusammenzieht, gemeinsam lebt und so tut, als wäre man ein Ehepaar, wenn auch ohne Trauschein. Ich bin tatsächlich altmodisch. Hoffnungslos altmodisch. Ich habe damit ein Problem – nicht meine Eltern. Die beiden sind nicht spießig, ich bin es. Und deshalb möchte ich auch nicht darüber reden. Nicht, dass es mir nicht gefiele, dass wir schon bald ein eigenes Haus hätten, nicht, dass ich nicht gerne täglich in seinen Armen aufwachte, nicht, dass mir Zweisamkeit Angst machte. Nein, ich mag keine Beziehungen ohne Trauschein. Ein Paar auf Probe. Daraus folgt: ein Paar mit Ablaufdatum. Doch ich habe diesem, Verzeihung, unheiligen Zustand zugestimmt. Ein Zustand, der – im besten Fall – bis ans Ende aller Tage prolongiert wird. Die verständliche Frage liegt auf der Hand: Was soll durch eine Ehe anders werden? Wahr ist, dass die meisten Beziehungen eben nur bis an das Ende der Beziehung dauern.

Ich hasse schon das Wort Beziehung. Was um der Götter Willen soll das heißen? Wer bezieht sich auf wen? Das klingt nach Zitat und nicht nach Liebesgeschichte. Vor allem aber: Es klingt nicht nach Happy End. Beziehungskiste, Beziehungskrise, Beziehungsende. Auf der hilfreichen Internetseite fremdwort.de steht nachzulesen, was unsereiner unter Beziehung zu verstehen hat. Erstens: sich beziehen auf, im Sinne von Anspielung, oder Anknüpfung. Das ist es wohl nicht. Zweitens: Zusammenhang. Nun bei einer Beziehung ist wohl wünschenswert, dass ein solcher besteht. Man hängt zusammen oder besser aneinander. Mit Romantik hat das aber wenig zu tun. Drittens: eine vorteilhafte Beziehung. Gut, wenn sich Vorteile aus einer solchen Beziehung ergeben... Aber damit ist eine andere Bedeutung des Wortes gemeint. Der Text erläutert: gute Beziehungen zu höheren Stellen. Aha. Viertens: die Fähigkeit, eine innere Verbindung herzustellen. Das will mir gefallen. Das Beispiel führt uns aber gleich vom Zwischenmenschlichen weg, nur damit sich keine Verwechslung einschleicht: Er hat eine Beziehung zu Hunden. Fünftens: Hinsicht. So wie, steht hier zu lesen, du hast in jeder Beziehung recht. Das klingt sehr nach gereifter Beziehung, aber nicht nach Begriffserklärung eben jener. Letztlich unter Punkt sechs: eine Partnerschaft zwischen zwei Menschen. Endlich, da ist sie ja: die Beziehung. Ganz einfach. Eine Zustandsbeschreibung. Wir haben eine Beziehung. Keine Absichtserklärung, eine Beziehung eben. Ohne Bekenntnis. Was bleibt, lässt sich in einen Satz fassen. Ich hatte 17 Jahre eine Beziehung. Ende der Geschichte. Ich will keine Beziehung mehr haben. Ich will heiraten. Man verschone mich mit Informationen wie: Jede zweite Ehe wird geschieden. Soll sein. In Beziehungen brechen auch Herzen, so wie meines zum Beispiel, ohne je davor bei einer Hochzeit höher geschlagen zu haben. Ich kann den Vorteil von Beziehungen nicht sehen. Zusammenziehen ist der erste Schritt in die moderne Zweisamkeit unter dem Titel Beziehung und ich habe zugestimmt. Oh Mann, ist mir wirklich noch zu helfen? Wie auch immer: Es ist Zeit, meinen Eltern davon zu erzählen, falls ich ihnen irgendwann meine neue Adresse und Telefonnummer geben will…

**Das perfekte Medientheater**

San Salvador, drei Tage nach dem großen Beben. Am Flughafen wartet Luca, diesmal mit einem “Ich habe die Sache im Griff”-Lächeln und im Katastrophen-Outfit. 100-Pocket-Jackett, Khakihose mit ebenso vielen Taschen, gutes Schuhwerk und Sonnenbrille am praktischen Hängeriemen. Ich gähne und ziehe mir fröstelnd die Jacke zu. “Ich weiß schon, wo wir anfangen“, sagt Luca. “Fein“, antworte ich und registriere, dass er mir jetzt schon auf die Nerven fällt. Sein Redeschwall fließt ununterbrochen weiter. Die beste Location sei Santa Tecla, auch Nuevo Salvador genannt. Dort gäbe es unzählige Verschüttete, deren Zeit aber liefe ab: „Dass jetzt noch Lebende geborgen werden, ist unwahrscheinlich. Das weiß ich vom Chef der Rettungsmannschaften vor Ort. Ich kenne schon jeden, auch die Typen, die die Leichen auf Lastwagen verladen. Ihr könnt Euch nicht vorstellen…” Da hält Luca inne. So wie alle am Flughafen.

Der feste Untergrund beginnt zu schwingen. Während die Erde sich bewegt, scheint das Leben auf ihr für ein paar Sekunden still zu stehen. Ein Nachbeben. Die Lampen an der Decke wiegen sich, die stählerne Struktur der Halle knarrt, eine Frau kreischt. Bevor ich Zeit finde, panisch zu werden, ist alles vorbei. „In den letzten Tagen hat es sicher 500 Mal gebebt“, kommentiert unser Producer betont gelassen, „man gewöhnt sich dran.” Ich seufze tief und sehe Roberto den Mund verziehen. Entnervt blickt er gen Himmel. Jedenfalls einer, der in meinem Team bei Sinnen ist. Auf dem Weg nach Santa Tecla fahren wir an zerstörten Häusern vorbei, dazwischen Rettungswägen, Polizeieinheiten und ein Feldlazarett. Ich fühle mich unwohl, etwas in meiner Kehle lässt mich nicht frei atmen. Ein großer Schluck aus der Wasserflasche, ich muss mich auf die erste Geschichte konzentrieren. Im Text eine Zusammenfassung, was bisher geschah, über Szenen der Zerstörung. Danach Erdrutsche in Wort und Bild, abschließend ein oder zwei kurze Interviews mit Betroffenen. Gesamtzeit zwei Minuten 15 Sekunden für die ZIB 1. Überspielung 12 Uhr 30 vom Hotel aus. “Luca bitte berechne, dass wir aus Santa Tecla rechtzeitig wegfahren müssen, damit wir noch schneiden, vertonen und die Überspielung nicht versäumen.” „Klar, aber ich fürchte, der Ort gibt so viel her, dass ich Euch mit Gewalt wegschleifen muss.” Ich beschließe, den Mund zu halten, Roberto anscheinend auch. Zumindest was das betrifft. “Du heißt Luca, nicht wahr? Ich brauchte möglicherweise einen Ton-Assistenten für ein paar aufwendigere Szenen, kannst du mit Mikrofon und Rekorder umgehen?” “Kein Problem“, antwortet unser Producer selbstsicher und hält bei einer Polizeisperre an der Ortseinfahrt. Der Polizist erkennt ihn und winkt uns – ohne die Miene zu verziehen – einfach durch. Kaum ausgestiegen, stellt Roberto die Kamera auf das Stativ. „Du wolltest ein paar generelle Shots, nicht wahr?” „Ja, danke, ich schau mich inzwischen um, und überlege, wie wir danach weitermachen können.” Am Rande der Straße liegen schwarze Säcke, eine lange, sehr lange Reihe. Es sind nicht die ersten Leichensäcke, die ich sehe, trotzdem werden meine Knie weich.

Ein paar Meter weiter arbeitet ein Rettungsteam am Ausläufer der Schlammlawine. „Keine Ahnung, wie viele noch da unten sind, bisher haben wir nur Leichen gefunden…” Inzwischen steht Roberto mit der Kamera hinter mir. Ein junger Mann versucht den Männern klarzumachen, dass genau hier sein Haus stand. Da unten müsse noch seine Mutter sein. Er zeigt auf eine Stelle im Schlamm „Genau hier, an dieser Stelle!“ Ein Rettungsmann versucht ihn damit zu vertrösten, dass sie ohnehin ihr Bestes täten… Der Mann lässt sich auf den Boden fallen und weint. Wir gehen weiter. An einer Stelle bricht die Schlammschicht jäh ab. „Sag mal, können wir nicht gleich hier deinen Stand-up machen? Das Licht ist gut und man hat von hier aus einen Überblick ...” „Warum nicht“, antworte ich, obwohl mir gar nicht danach ist, auch nur ein Wort zu dem zu sagen, was hier zu sehen ist. Tonprobe. Hinter mir macht sich eine Gruppe private Retter ans Werk. Sie graben mit Gegenständen, die sie – wie es scheint – irgendwo gefunden haben. Eimer, Kehrschaufeln, nur einer hat einen richtigen Spaten. Den beiden Frauen in der Gruppe rinnen Tränen übers Gesicht.

Ich setze mich auf eine kaputte Plastikkiste und schreibe die Daten zusammen, die Luca mir diktiert. Ich schaue mich um und mir wird klar, womit der Aufsager beginnen muss. „Als Reporter vor Ort muss man sich eigentlich fragen, was man hier tut. Statt in die Kamera zu lächeln, wäre es angebracht, eine Schaufel zur Hand zu nehmen und zu helfen. Drei Tage sind seit dem Beben vergangen und noch immer liegen Hunderte unter Schlammlawinen begraben – trotzdem: Die Menschen geben nicht auf. Sie suchen verzweifelt nach ihren Freunden, Eltern und Kindern…” Ich rede weiter, obwohl ich im Kopf nicht mehr bei der Sache bin. „Noch einmal bitte”, sagt Roberto mit engelsgleicher Geduld, obwohl ich mich schon zum dritten Mal verheddert habe.

Hinter mir stochert eine Frau verzweifelt mit einer Stange im Boden. „Da unten sind meine Töchter. Ich weiß es. Die Leute vom Roten Kreuz sagen, dass die Schlammschicht zu dick sei. Es gäbe keine Chance, dass sie noch lebten. Aber ich kann doch nicht einfach aufgeben…” Sie schluchzt und hält erschöpft inne. Dann schaut sie mich verwundert an und fragt: „Was wollen Sie eigentlich von mir?” „Ich weiß es nicht, es tut mir so leid”, sage ich, drehe mich rasch um und gehe weiter. „Magst du sie nicht noch etwas fragen, dann hätten wir genug Material für die erste Story?” Ich schüttle den Kopf. Nein, will ich nicht, ich will weg von hier.

Plötzlich kommt Bewegung in die Szene. Ein Mann schreit etwas, ich verstehe nichts, Luca rennt los. Er winkt mit beiden Armen „Die haben jemanden gefunden, hierher, sie haben jemanden gefunden!” Ein Körper löst sich aus dem Schlamm. Die Retter heben die leblose Gestalt auf eine Trage. „Der ist schon tot”, sagt eine Stimme neben mir. Und da ist er wieder. Dieser Geruch, den ich von anderen Katastrophen kenne, der Geruch der Verwesung. Mir wird schwindlig. Ich weiß, wie Tote riechen, ich bin ein routinierter Zaungast bei Tragödien. Ein Geruch, den ein normaler Mensch mit einem normalen Leben nicht kennt. Was um Himmels Willen tue ich hier? Ich filme die schlimmsten Momente im Leben anderer und stelle Fragen, die sie zum Weinen bringen.

Um Punkt 12 Uhr 30 geht der erste Beitrag nach Wien. Das Medientheater funktioniert wie am Schnürchen. Eine Perfektion, die in Krisengebieten pervers anmutet. Da gibt es Menschen, deren Versorgung nicht gesichert ist, andere, die kein Trinkwasser haben, und solche, für die alle Hilfe zu spät kommt. Hauptsache aber, das Medientheater funktioniert. Hübsch geschnittene Bilder, nett getextet. Die Reporter gekampelt, adrett, die Nasen gepudert. Ist die Story pünktlich auf Sendung, folgt die wohlverdiente Mittagspause im Hotelrestaurant. Roberto und ich schlurfen müde durch das volle Restaurant. Manche der Kollegen diskutieren die Lage, verschweigen einander die spannendsten Neuigkeiten und betrinken sich gemeinsam.

Vom Tisch in der Ecke winkt ein Mann. Der hat mir noch gefehlt. Ein Kollege vom deutschen Fernsehen sitzt hinter italienischen Vorspeisen. Wenn es eine Krise gibt, ist er zur Stelle. Zur Stelle heißt: im besten Hotel vor Ort. Die Bilder und Szenen draußen sammelt seine Frau. Das nennt sich Arbeitsteilung. Was die Lorbeeren betrifft, ist es mit dem Teilen nicht weit her. Das Ergebnis am Sender trägt nur einen Namen, nämlich seinen. Ich mag ihn nicht, doch jetzt ist es zu spät, um abzutauchen. „Wie geht´s?”, frage ich höflich. „Danke und selbst?” antwortet der Kollege lächelnd, “Ich habe einen brauchbaren Wein auf der Karte entdeckt, darf ich dich auf ein Glas einladen?” „Tut mir leid, Magenverstimmung, ich bestell mir nur rasch einen Tee. Muss sowieso gleich aufs Dach zum Live-Einstieg.” „Dort sehen wir uns sicher, tschüss!”

Wir nehmen einen Tisch in einer ruhigen Ecke. Mein Kameramann schaut mich besorgt an, wahrscheinlich, weil ich seit der Abfahrt aus Santa Tecla kaum ein Wort gesprochen habe. „Ich weiß, ich bin eine Zumutung, es tut mir leid.“ Roberto schiebt meinen Tee über den Tisch und hört zu. „Ich kann diesen elenden Job nicht länger machen.“ Endlich wird mir klar. „Ich ertrage den Zynismus nicht mehr…” Er sagt kein Wort. „Und weißt du was: Ich hasse mich dafür!” Keine Plattheiten, keine beruhigenden Worte und kein „Morgen schaut die Welt wieder anders aus“. Nach ein paar Minuten räuspert sich Roberto: „Mir geht es manchmal genauso. Aber das ist genau das, wovon Fernsehmenschen auf diesem Fleck der Erde leben: Katastrophen. Etwas anderes will keiner sehen…” Er schüttelt resigniert den Kopf. „Du hast recht, aber mir graut bei dem Gedanken an meine Arbeit. Vielleicht ist es eine Alterserscheinung und ich bin nicht mehr eitel genug, um den Ekel, den schalen Nachgeschmack, hinunterzuwürgen…”

Am Dach stehen die Reporter Schlange. Der erste direkt vor der Kamera, sein Assistent frisiert ihn, und er tupft sich rasch den Schweiß von der Stirn. „3 2 1 corre…” Der Mann ist auf Sendung. Nach knapp drei Minuten rückt der nächste nach. Da taucht Luca auf, mit den letzten Zahlen und dem nützlichen Hinweis, dass der salvadorianische Präsident Franzisco Flores 3000 Särge im Ausland bestellt hat. „Wie wäre es mit einem Spiegel?“, fragt mich mein Producer vorsichtig. „Wieso? Sehe ich so schrecklich aus?” „Na ja, sagen wir du hast schon besser …” „Sag´s lieber nicht, borg mir eine Bürste und gib mir bitte meine Tasche.“

Im Spiegel der Puderdose wird klar, was Luca meint. Ich repariere, was zu reparieren ist und bin kurz später selbst an der Reihe. „Australia?”, fragt der Sendeleiter erstaunt. „Nein, AUSTRIA!” Er lächelt verwirrt …„Pues si, claro! Klar…. Selbstverständlich.” Sprechprobe. Diesmal kann ich den Kollegen in Wien einwandfrei hören. Zwei Minuten vor dem Live-Einstieg. „Hallo Robert?” „Hallo wie geht´s?”, kommt es fröhlich zurück. „Frag mich das bloß nicht auf Sendung …” Ich räuspere mich „Was willst du hören, sobald wir dran sind?” „Ein kurzer Lagebericht und ein paar persönliche Eindrücke...” „Geht klar!” Und das tut es auch. Hier am Hoteldach kann ich mit mehr Abstand berichten, was ich ein paar Stunden zuvor selbst gesehen habe. „Danke Renate, alles Gute nach San Salvador“, dann kracht es in der Leitung. Das Theater ist zu Ende. Der Sendeleiter hält am Ende routinemäßig beide Daumen in die Höhe. „Der nächste bitte!”

Erschöpft mache ich mich auf den Weg in mein Zimmer. Kaum habe ich die Tür aufgesperrt, bebt es schon wieder. Alles scheint zu schwingen. Ein lautes Krachen kommt aus dem Badezimmer, gefolgt von einer mir bekannten Stimme „Bist du okay?” Ich öffne vorsichtig die Tür und schaue in Robertos Augen, das oberste Drittel seines Gesichtes erscheint über dem zerbrochenen Badezimmerspiegel. „Ab jetzt teilen wir ein Badezimmer, das fehlende Stück liegt, glaube ich, auf deiner Seite.“ Ich schaue hinunter zu meinen Füßen. „Das tut es…” „Ich hoffe, es stört dich nicht…ich meine…es gibt keine freien Zimmer mehr…”, erklärt er. Da muss ich lachen „Das, mein Lieber, ist mein geringstes Problem, bei dir alles okay?” „Klar, wir sehen uns in einer Stunde zum Schnitt.” Kaum ist sein Kopf wieder verschwunden, setze ich mich auf die kalten Badezimmerkacheln.

Das ist der 14. Stock und ich bin mir nicht sicher, ob es schon wieder bebt, das Gebäude nachschwingt oder mein Kreislauf, genauso wie ich, am Boden ist. Ich fische die Zigaretten aus meiner Jackentasche und zünde mir eine an. Was mache ich hier? Was, verdammt, mache ich hier? Tränen rinnen über mein Gesicht. Kein Schluchzen, kein einziger Ton, nur Tränen. Es tut so unendlich gut, sie nicht länger verstecken zu müssen. Irgendwann sind alle Tränen geweint und ich weiß, dass ich etwas ändern muss. Ich werde einen anderen Job suchen. Schließlich muss ich der Frau, die mir aus dem Spiegel entgegensieht, auch weiterhin jeden Tag in die Augen schauen…

**Mein eigenes Restaurant oder die letzten Meter bis zur Eröffnung**

„Señora, der Installateur ist schon da“, ruft mir der Malermeister zu. Schon? Ausgemacht war, dass der gute Mann seit einer Woche hier arbeitet. Ich trete in den Hof und da bietet sich mir ein seltsamer Anblick. In der Mauer, ungefähr auf der Höhe meines privaten Badezimmers, sind zwei neue Löcher zu sehen. Vom Dach aus bewegt sich ein langes Kupferrohr langsam in deren Richtung. Am Ende hat das Rohr einen Knick und scheint die ehrgeizige Absicht zu verfolgen, in eines dieser Löcher einzutauchen. An dem anderen Ende des Rohres erscheint, über dem Dachrand, ein schwarz behaarter Kopf. Das muss er sein, der Plomero, der Installateur.

„Buenos Dïas!“, rufe ich in Richtung des Kopfes. Mit einem lauten Krachen fällt das vier Meter lange Rohr in den Hof. „No queria asustarle – ich wollte Sie nicht erschrecken...“, rufe ich schuldbewusst. „Ah, Señora...“, er lächelt mich unter seinem Schnauzbart an, „wir haben da ein kleines, ein klitzekleines Problem. Das Badezimmer der Señores, also Ihres“, präzisiert der gute Mann „hat zwar Wasser, aber kein heißes.“ „Ah“, sage ich in Erwartung, dass er mir gleich erklärt, was er diesbezüglich zu tun gedenkt. „Nun, aus diesem Grund muss eine Extra-Heißwasserleitung in das Bad.“ So genau will ich es zwar nicht wissen, aber bitte. Mit gespieltem Interesse wiederhole ich „Aha!“ „Aber: No se preocupe. Machen Sie sich keine Sorgen!“ Warum auch, frage ich mich. Nächstes Wochenende ziehe ich ein und kann mich möglicherweise nur mit kaltem Wasser waschen. Er solle mich verständigen, wenn das Problem gelöst sei, sage ich entnervt und verziehe mich in die Küche. Ein schwerer Fehler, wie ich später bemerken sollte. Man bezahlt Arbeiter schließlich nicht dafür, dass sie Probleme lösen. Nur, das war mir zu dem Zeitpunkt noch nicht klar.

Heute will ich, nur von dieser einen fixen Idee beseelt, meinen ersten Strudel machen. 200 Gramm Mehl, eine Brise Salz, ein Ei, ein Esslöffel Öl, lauwarmes Wasser nach Bedarf. Langsam beginne ich die Zutaten zu mischen. Zu trocken – das schaut viel zu trocken aus. Vorsichtig leere ich Wasser dazu, und tatsächlich erinnert die Masse langsam, wenn auch entfernt, an Teig. „Señoraaaaaaaaaaa!“, schreit ein Bauarbeiter. Ich seufze und gehe mit mehligen Händen dem Schrei nach, der aus einem der Gästebäder im Erdgeschoss kam. Da steht der gute Mann und rauft sich die Haare. Das Waschbecken hätte sich verstopft, ein Wahnsinniger habe Gips hineingeleert. Sein entrüsteter Gesichtsausdruck soll mir offensichtlich sagen, dass er nichts damit zu tun hatte. „Und was könnte ich Ihrer Meinung nach zur Lösung dieses Problems beitragen? Am Dach balanciert ein Klempner, holen Sie den zur Hilfe!“ schnaube ich wütend „und ganz nebenbei: Ab jetzt sind die Gäste-Toiletten für die Arbeiter gesperrt. Es gibt schließlich ein WC für Angestellte und im Hof einen Schlauch, um Werkzeuge zu reinigen.“ Der Bauarbeiter schaut mich indigniert an und geht ab.

Hund Max, der selbst sehen will, was der Anlass für den Aufruhr war, stößt vor der Klotür einen Farbkübel um. Alle beginnen aufgeregt zu wischen, inklusive mir. Schließlich brauche ich am Steinboden im Empfangsbereich keine Farbflecke, den gelb gesprenkelten Hund sperre ich ansatzlos in den Hof. Als ich endlich in die Küche zurückkomme, ist der Teigbrocken unknetbar und landet im Mistkübel. Klappe die Zweite. Diesmal bringe ich es bis zum fertigen Teigballen und decke ihn mit einem feuchten Tuch zu... er muss eine halbe Stunde rasten. Gut, sehr gut, dann kann ich inzwischen in aller Ruhe die Äpfel schneiden. Plötzlich höre ich ein lautes Plätschern aus dem Hof und dazu Max wütend bellen. Panisch reiße ich die Küchentür auf. Ein Wasserfall stürzt vom Dach. „Perdón, Verzeihung!“, ruft der Plomero, wer könne schon damit rechnen, dass der Wasser-Container am Dach gefüllt sei und beim Anschließen des Rohres…“

Ich tippe Carlos Telefonnummer. „Wo bist du?“, frage ich kläglich, als er sich meldet. „Zwei Häuserblocks von dir entfernt, was gibt´s?“ „Bitte komm!“ Tatsächlich ist mein Freund und Architekt in weniger als fünf Minuten hier und übernimmt vorübergehend das Kommando. Eine halbe Stunde später taucht Carlos in der Küche auf „Ich muss dir eine Kurzeinschulung in Sachen mexikanische Baustelle geben. Setz dich. Erstens: Du bezahlst diese Leute nicht dafür, dass sie Probleme lösen. Zweitens: Du zahlst auch nicht für eigenständiges Denken. Drittens: Du denkst selbst. Viertens: Die Herrschaften haben nur auszuführen, was du anordnest. Fünftens: Falls du etwas nicht weißt, rufst du mich an. Sechstens: Die meisten Probleme wirst du mit bloßem Hausverstand lösen können. Siebtens: Für mexikanische Verhältnisse geht hier tatsächlich etwas weiter. Achtens: Bleib ruhig. Neuntens: Du schaffst es. Zehntens und das ist mein letzter Punkt: No pasa nada. Nichts ist geschehen. Zumindest nichts Ernstes!“ Ich umarme ihn. „Meine Liebe, du hast heute frei – ich bin Bauleiter und kaufe auch den Kram, der den Jungs fehlt...“ Er lacht. „Auf Baustellen plant keiner im Voraus und das ist ganz normal.“ ….

**Von halben Suppen und einem Gulasch ohne Zwiebel**

Wahrscheinlich sind Kunden überall auf Erden gleich. Sie teilen sich in zwei Gruppen: in angenehme und unangenehme. In dieser Stadt ist die Kundschaft verwöhnt, denn hier ist das Service perfekt und das Personal devot. Mexikaner haben wenig Geduld, denn sie waren nie gezwungen, eben jene zu erlernen. Sofort ist hier auch sofort. In der mexikanischen Metropole gibt es keinen Kellner, der Gäste gekonnt übersieht. Kunden müssen nie mit beiden Armen winken (wie in so manchem Wiener Kaffeehaus). Nicht ein einziger Ober bemerkt trocken, dass ein alter Mann kein Schnellzug sei, und die Antwort *Ich bin bei der Arbeit und nicht auf der Flucht* auf ist hierzulande gänzlich unbekannt.

In Mexiko ist die Welt des Kunden noch in bester Ordnung. Und genau da liegt die Herausforderung: im nicht leiderprobten Restaurantbesucher. Ein solcher erwartet neben Geschwindigkeit im Service, die Großzügigkeit des Wirtes sowie die grenzenlose Geduld der Köche. Damen wie Herren neigen dazu, die Gerichte an ihre Vorlieben anzupassen, wenn auch nur, um damit klarzustellen, wer hier das Sagen hat.

„Señora“, Sergio klingt verzweifelt, „die Dame im ersten Stock will alles anders zubereitet, als auf der Karte steht. Ich habe keine Ahnung, ob sich das machen lässt.” „Verstehe, geben Sie mir Block und Kugelschreiber.” Diese Kundin ist nicht die erste mit speziellen Wünschen, also habe ich eine leise Vorahnung, was auf mich zukommen könnte.

Mit einem freundlichen, wenn auch nicht ganz natürlichen Lächeln trete ich an den Tisch. “Ach wie gut, meine Liebe, dass Sie persönlich vorbeischauen, ich habe das Gefühl dieser Mann dort“, sie deutet mit einer abfälligen Handbewegung auf Sergio, „versteht rein gar nichts.” Ich räuspere mich. Nein, ich werde der Frau keine Manieren beibringen, auch wenn sie das dringend nötig hätte. Also fährt sie fort „Ich bin auf Zwiebel allergisch, müssen Sie wissen. Daher bleibt mir nichts übrig, als darauf zu bestehen, dass keine in mein Gulasch kommen!” Ich kann das Lachen kaum unterdrücken „Sie wissen gar nicht, wie leid mir das tut, aber Zwiebel ist eine der drei Grundzutaten im Gulasch. Er kocht mit den anderen beiden viele Stunden lang, bedenkt man außerdem, dass dieser Eintopf dann auch noch mehrmals erwärmt wird, um seinen typischen Geschmack zu bekommen. Aber zurück zum Zwiebel: Nun, nach etwa vier Kochstunden ist er zu Brei zerfallen und lässt sich, beim besten Willen, nicht aus der Soße entfernen.” Die Dame sieht mich groß an. Offensichtlich überlegt sie, ob meine Antwort als eine Frechheit, oder als Versuch einer Rechtfertigung zu werten ist. Bevor sie sich darüber klarwerden kann, empfehle ich Gefüllte Forelle oder Huhn im Rohr und warte schweigend auf die Bestellung. Dabei sehe ich, dass das Liptauer-Schälchen, das mit dem Brotkorb kam, leer ist. Das war eine Menge roher Zwiebel. Sollte ich das erwähnen? Nun, scheinbar erfreut sich die Dame bester Gesundheit und großen Appetits, die vier Schwarzbrotscheiben hat sie jedenfalls auch aufgegessen. Endlich hebt sie den Blick. „Wiener Schnitzel”, sagt sie und sieht mich herausfordernd an. “Eine sehr gute Wahl”, lobe ich und verschwinde, so schnell ich kann, Richtung Küche.

Zu ebener Erde will eine andere Dame eine halbe Suppe, eine ganze sei ihr einfach zu viel. „Ist die Kundin mit dem Auto gekommen?”, frage ich Pancho, den Herrn vom Valet Parking. „Ja Señora, der Jeep Chevrolet dort gehört ihr.” Gut. Wir verrechnen ganze Gerichte, egal, wie viel Madame davon zu essen gedenkt. „Gerardo, richten Sie der Dame aus, dass wir leider keine halben Suppen servieren können, ihr den Rest aber gerne in einen Tupper füllen, damit sie ihn später daheim genießen kann.” Mit Seitenblick auf den Tisch sehe ich, dass auch der Brotkorb dieser Kundin traurig und leer am Tisch steht. Wie erwartet, das Problem ist nicht der mangelnde Appetit, sondern der Versuch, die eigene Börse zu schonen.

Generell sind die Kunden während der Woche leichter zu bedienen als die am Wochenende. Von Dienstag bis Freitag sind unsere Gäste mehrheitlich Herren in Anzügen, die andere Herren in Anzügen zum Mittagessen einladen. Geschäftsessen, die Höhe der Rechnung spielt dabei keine Rolle. Diese Kunden wollen verwöhnt und – wenn geht – bewundert werden. Letzteres von ihren Gästen, für die Wahl des Ortes, dass ihr Drink bereits am Tisch steht, bevor sie sich setzen und dass man ihnen nur das Beste vom Besten serviert. Also haben wir eine Taktik entwickelt. Kommt ein Gast, steckt Sergio den Kopf zur Küchentür herein „Geschäftsessen, Licenciado Soundso.” Ich eile aus der Küche, um ihn persönlich zu begrüßen. Inzwischen hat Daniel schon den bevorzugten Drink des Kunden zubereitet und serviert (ohne dass er ihn eigens bestellen musste). Ich empfehle die Spezialität des Tages. Keine Frage: Wir haben eine detaillierte Liste über die Vorlieben unserer Stammkunden. Selbstverständlich kann ich den Rotweinbraten auch mit Semmelknödel servieren und, selbstverständlich, Gulasch mit Sauerkraut. Der Kunde ist König. Manche Herren lassen sich die Weine empfehlen, andere entscheiden selbst. Ich lächle anerkennend, auch wenn der gewählte delikate Tropfen neben einem Gulasch endgültig verblasst. Am Ende des Mittagsschmauses, um etwa fünf Uhr nachmittags, kommt die Bestellung von Kaffee und mit ihr die Bitte um die Rechnung. Sergio zwinkert mir zu „Und der vom Haus?” Als ich das zum ersten Mal hörte, war ich verwirrt „Was meinen Sie?” „Señora, die Runde vom Haus natürlich!” Nachdem ich immer noch nicht reagierte, legte er nach „Die Herren wollen wissen, worauf Sie einladen.” „Aha: Einladen… Tut man das als Wirtin denn?” „Ja, da bleibt Ihnen nichts anderes übrig, vorausgesetzt Sie wollen, dass diese Gruppe wiederkommt”, seufzte Sergio erleichtert, als ich scheinbar endlich verstand, „Einverstanden. Worauf laden wir ein… Grappa?” Da schüttelte er entschieden den Kopf „Besser Brandy, Señora! Italienischen Schnaps halten die Herren möglicherweise für einen Affront.”

An den Abenden unter der Woche ist kaum Bewegung im Restaurant, ein paar Nachbarn essen Würsteln mit Saft, kalten Schweinebraten oder begleiten koffeinfreien Kaffee mit Sacher Torte. Im oberen Stock weilt heute ein Pärchen – allein. Mit Sicherheit ist die Señora nicht die Señora, das heißt nicht die Ehefrau. Seine Bemühungen wirken übertrieben, obendrein zieht er beim Ausziehen des Sakkos den Bauch ein. Sie ihrerseits hat ein bisschen zu viel Farbe im Gesicht, steht auf zu hohen Absätzen und lacht zu laut. Der Galan bestellt Wein. „Welcher ist der beste Tropfen in ihrem Keller?”, fragt er mich herausfordernd. „Rot oder weiß?” „Rot natürlich, was sonst.” Weiß eben... „Nach meinem Geschmack wäre das ein Brunello di Montalcino aus dem Haus Tenuta Carpazo.” „Italiener?” Ich nicke. „Nein, Nein, Nein: Italiener nicht. Sie haben Australier nicht wahr?” Also nicke ich wieder. „Dann bringen Sie mir bitte Ihre beste Flasche.” Ich will den Mann nicht länger von seinem eigentlichen Interesse ablenken und ziehe mich schleunigst zurück.

An der Bar angelangt, schicke einen mittelpreisigen Shiraz mit gutem Körper und berauschender Nase in den ersten Stock. Fünf Minuten später kommt Sergio in die Küche gerast „Señora, der Kunde ist mit Ihrer Wahl nicht zufrieden.” „Ist er nicht?”, frage ich gedehnt, verziehe das Gesicht und marschiere wieder los.

„Meine Liebe, das ist natürlich nicht Ihre Schuld, aber dieser Wein korkt.” Ich atme tief durch. Der „Korken“ liegt neben der Flasche am Tisch, leuchtend gelb – aus Plastik, wie bei vielen australischen Weinen. „Er korkt also, das kann ich mir gar nicht vorstellen“, sage ich leise und Sergio schenkt mir ein. Wie erwartet: Kein Korken, woher auch, schließlich kann Plastik beim besten Willen nicht korken. Was aber sage ich dem guten Mann? Die Wahrheit? Schulmeistere ich ihn vor seiner Geliebten? Vor der Frau, die er beeindrucken will? Wohl nicht, also werde ich die Flasche mit einer teureren austauschen und den Inhalt dieser morgen per Glas verkaufen oder selbst trinken. Unter größter Anstrengung gebe ich dem selbst ernannten Kenner recht „Ich kann nur einen Hauch von Korken erahnen, aber selbstverständlich schicke ich Ihnen eine andere Flasche.” Aber ich ändere die Strategie, um ähnlichen Vorfällen zuvorzukommen. „Ich empfehle einen Shiraz aus anderem Haus, da kann es kein Problem mit dem Korken geben, da der Önologe dort auf die neuen Hochqualitätskorken aus Kunststoff besteht.” Der Kunde nickt, als würde er meinen Vorschlag als Experte gutheißen. „Danke, meine Liebe, ich weiß das zu schätzen…”, lächelt der gute Mann und seine rechte Hand verschwindet wieder unter dem Tisch.

Am Wochenende sieht das Panorama anders aus. Für dieses Geschäft muss man gewappnet sein, ausgeschlafen, in bester Laune und obendrein mit Engelsgeduld gesegnet. Der Sonntag ist eine wahre Herausforderung für Wirte, Kellner und Köche. Am Tag des Herrn müssen die Señores ihre Señoras ausführen (diesmal tatsächlich die Ehefrauen), obendrein die Kinder mitnehmen und nicht selten sind, als Draufgabe, auch noch die Schwiegereltern mit von der Partie. Beim Eintreten kann man an den Gesichtern die Laune ablesen. Die beste Beschreibung dafür ist wohl: Die Herrschaften sehen aus, als hätten sie auf eine Zitronenscheibe gebissen.

Sobald sie sitzen, beginnen sie sich zu beschweren. „Hier zieht es!” (Schwiegereltern), „Gibt es keine Kinderecke?” (Vater), „Was, Sie haben keine Leichtmenüs in der Karte? Ich bin auf Diät!” (Frau), „Mir ist fad” (Kind, bzw. Kinder im Chor). Da hilft nur eins: Rasch etwas zu essen auf den Tisch und – wenn sie sich dazu überreden lassen – starke Getränke für die Erwachsenen. Damit ist aber noch nicht ausgeschlossen, dass zumindest ein Gericht pro Familie zurückgeschickt wird, Kellner angeschnauzt werden, Geschirr zerbricht und die flüchtenden Kinder irgendwann in der Küche auftauchen. Mit einem Balg an der Hand marschiere ich dann gewöhnlich zurück zum betreffenden Tisch. „Ihr Sohn kam in die Küche, Señora…” Die angesprochene Dame dreht sich gereizt um. „Dem passiert schon nichts...” „Nun, da bin ich anderer Meinung: Bei sechs Feuerstellen, mit Messern bewaffneten Köchen und zwei Backrohren auf Hochbetrieb, kann ich seine Sicherheit dort nicht garantieren.” Die Mutter verzieht das Gesicht, wendet sich dann aber doch an den kleinen Herrn und sagt mit zuckersüßer Stimme „Ahi, mi principe, POR FAVOR no hagas esto – Ach, mein Prinz, mach das BITTE nicht wieder…” Der Prinz aber ist in der Regel nicht gewillt, den Anregungen der Frau Mama Folge zu leisten, und so erscheint ein paar Minuten später Ihre Hoheit wieder da, wo ich ihn an der Hand nehmen muss. Einziger Unterschied „el principe“ wird beim zweiten Mal von der Mamá mit einem leicht säuerlichen „mi amor“ angeredet und beim dritten Mal vorwurfsvoll „Papi“ genannt. Eine gängige Anrede für Söhne, höchst seltsam, doch in Mexiko ganz normal. Warum frau wohl für Vater und Sohn dieselbe Anrede verwendet? Könnte sein, dass zwischen Papa und Papi nicht mehr als nur ein paar gelebte Jahre liegen? Bevor ich mich darüber amüsiere, muss ich zugeben, dass hier auch Töchter nicht selten zärtlich „Mami“ genannt werden…

**A wie Austria**

Österreicher neigen selbst fern der Heimat dazu, lieb gewonnene Gewohnheiten nicht abzulegen. Dazu gehören deftige Lieblingsgerichte und fixe Zeiten, zu denen man diese einnimmt. Um Punkt 12 Uhr und 45 Minuten läutet es an der Tür, ein Grüppchen Damen mittleren Alters späht neugierig ins Innere. Mein Ehemann öffnet mit einem Lächeln. „Herzlich willkommen, vielleicht erinnern Sie sich noch an mich?” „Natürlich. Sie sind von der Botschaft…” Bevor Frank etwas entgegnen kann, drängt sich ein pinkfarbenes Sakko vor. „Fesche Männer vergesse ich nie…” Ich drehe mich am Absatz um, das ist meines Gatten Show und ich muss zurück in die Küche. Der fesche Kerl kümmert sich ja um die Damen, selbst wenn er inzwischen nicht mehr an der Botschaft werkt und schon vergeben ist.

Das Essen ist für halb zwei anberaumt und so wie sich das anlässt, habe ich keine Zeit zu verlieren. Suppe fertig, Teller sind am Anwärmen, Andreas schmeckt den Kartoffelsalat ab und Luciano produziert unheimliche Mengen Schlagobers. Die beiden Damen wuseln putzend durch die Küche. Ich verdrücke mich durch den Hof in den ersten Stock: Das ist meine Chance. Erstens Umziehen, zweitens eine Runde durchs Lokal drehen (immer schön lächeln) und schließlich in die Küche abgehen (die Schlacht kann beginnen).

Kaum mache ich die Tür zum Restaurant einen Spalt breit auf, habe ich das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt. „Na Hallo!” und „Grüß dich Gott!” Kein spanisches Wort. „Sag einmal, woher haben die denn das Geld für ein Restaurant?” „Ich hab g‘hört, Sie hat früher als Reporterin gearbeitet…” Die, die gerade am Wort war, stößt die andere mit dem Ellbogen an “Scht! Da kommt sie…” Die Damen wenden sich zu mir: „Schön, Sie auch einmal kennenzulernen…” Eine Hand schüttelt die meine. „Warum kommen Sie eigentlich nie zu unseren Veranstaltungen?” „Ich habe leider keine Zeit. Aber inzwischen kann ich meine Landsleute ja hier, in den *Caprichos*, treffen…” Mein Lächeln ist genauso wenig echt wie das der Damen mir gegenüber. So ergreife ich die Chance und entschuldige mich.

Kellner laufen durch die Räume und servieren weiße Spritzer. 100 Plätze sind gedeckt, doch zur Verzweiflung des Oberkellners beginnen ein paar dickbäuchige Männer, Tische zusammen zu schieben und dabei alles auf den Kopf zu stellen. Schon fällt das erste Weinglas zu Boden. „Hoppla”, sagt ein schnauzbärtiger Herr. Sergio wirft mir einen gequälten Blick zu. „Tut mir leid, so sind sie eben, die Österreicher…”, flüstere ich entschuldigend, „was immer passiert, bitte wenden Sie sich an meinen Mann, er dirigiert heute das Orchester…” und verschwinde in die Küche. Hinter mir höre ich noch “Ich glaube, die ist älter als seine Ex-Frau, was meinst du?” Eine Stimme unterbricht das Rätselraten über mein Alter „Hat die überhaupt eine Ahnung vom Kochen?” Diesmal antwortet ein anderer scherzhaft „Das will ich hoffen, schließlich ist der Spaß ja nicht gerade billig.”

Eine Dame mit beeindruckendem Dekolleté steht neben dem Eingang zur Küche. Sie lächelt verständnisvoll. „Gut, dass ich im Vorhinein schon alles abkassiert hab, inklusive Trinkgeld. Die sind neben kritisch auch noch knausrig – und, wenn Sie mich fragen, nicht mehr lange nüchtern.” Ich glaube, ich mag diese Frau. „Gut, dass Sie die Sache unter Kontrolle haben, danke!” „Keine Ursache, Schatzi”, entgegnet sie herzlich.

Die Küche wartet auf ein Zeichen. Draußen wird gelacht, eine Dame kreischt und die Kellner rufen Bestellungen Richtung Bar. Endlich wird die Küchentür aufgeschlagen. Sergio wirkt gehetzt: „La sopa! Trabaja!” Auf geht´s: Wir servieren. Irgendwie erinnert das, was wir hier tun, an Laufbandarbeit, Paty und Maria legen Nockerl und Gemüse in die Teller, ich gieße Schopflöffel dampfender Suppe darüber und versuche die Anzahl der Teller, die die Küche verlassen, im Kopf zu behalten. Andi und Luciano backen Schnitzel, die Luft ist voll von heißem Fett. 57, 58, 59. Maria schiebt die Suppe über die Durchreiche und streut zum Abschied Schnittlauch darüber. Kaum hat die letzte Suppe die Durchreiche verlassen – folgen die ersten Schnitzel. 76 paniert… Andi schüttelt verbissen den Kopf „Sag nichts, es geht so schnell, wie es eben geht.” Vier Pfannen sind belegt, zwei außer Gefecht – Luciano gießt frisches Öl nach.

„Die Zitronen kommen nicht auf den Kartoffelsalat…”, erinnere ich Paty zum zehnten Mal. „Ach ja, natürlich!”, antwortet sie, ebenfalls zum zehnten Mal. Ich schaue über die Schwingtüre zur Bar – Frank schenkt mit Daniel Spritzer ein, Kellner laufen atemlos treppauf und treppab. Da segelt plötzlich ein Schnitzel vom ersten Stock zu ebener Erde, dicht verfolgt von einem der Kellner. Das Schnitzel landet sanft. Frank hebt den Kopf und schaut entsetzt zu, wie der Mann versucht, den kleinen Ausreißer wieder auf den Teller zurückzulegen. „Ich hoffe, wir sind uns einig, dass man dieses Schnitzel nicht mehr servieren kann?” Der ertappte Kellner nickt und läuft Richtung Küche. „Sind die restlichen Schnitzel endlich fertig…?”, schreit Sergio, kaum durch die Schwingtür. „Wir geben Bescheid, sobald es so weit ist”, sage ich betont leise, „und es würde helfen, wenn es die schon servierten Schnitzel auch tatsächlich bis zu den Kunden schafften…” Der Herr mir gegenüber zieht die Augenbrauen hoch und geht ab. Ich male mit einem Spritzsack schokoladene Notenschlüssel auf 100 Dessertteller – darauf setzt Paty Sachertorten und Schlagobers. Maria, mit dem Sieb in der Hand, ist für den Hauch Staubzucker verantwortlich.

Als das letzte Schnitzel endlich auf dem Weg ist, habe ich schon alle Torten am Teller und schicke Maria als Verstärkung zu Frank, der sich mit 100 Kaffees abmüht. Erschöpft wasche ich mir die Hände und beobachte Luciano, der pfeifend die Küche putzt. Du hast den Job, denke ich und bitte ihn, in 15 Minuten zu mir ins Büro zu kommen. Ich nehme meine Schürze ab, setze ein tapferes Lächeln auf und mache mich auf den Weg.

Frank sitzt an der Bar und wirkt geschafft. Im Vorbeigehen grüße ich ein paar Herren, die mich unverwandt anstarren. „Hat´s geschmeckt?” „Einwandfrei!”, antwortet einer, ein anderer schaut fragend seine Ehefrau an, die es statt mit einer Antwort mit einem Schmunzeln probiert. „Ganz schön viel Stress in der Küche, nicht wahr?” Offensichtlich hat es ihr nicht geschmeckt. Von einem Tisch dahinter winkt mir jemand zu und ruft „Bravo!” Ich gehe in den ersten Stock. Hinter mir kann ich ganz deutlich hören „Das hätte ich auch noch zusammengebracht!” Eine andere Stimme unterbricht „Der Kartoffelsalat hat wirklich nicht viel g´heissen, was sagst du?” Ich atme tief durch und beschließe, dass ich nichts, rein gar nichts von all dem Gehörten persönlich nehmen werde. Die übliche Neidgesellschaft, nichts weiter.

Bevor ich in mein Büro verschwinden kann, fällt der Blick des Botschafters auf mich. Er steht auf und winkt mich heran. „Meine liebe Frau Zeller, das war ein wahres Fest, ich möchte Ihnen herzlich danken! Danke, dass Sie uns in Ihr Haus geladen und so köstlich bekocht haben.” Hinter ihm sagt irgendeiner, dessen Gesicht ich nicht sehen kann, „Na eingeladen nicht wirklich, schließlich bezahlen wir ja …” Eine Gruppe Herren fällt in sein Gelächter ein. Der Botschafter ignoriert den Einwurf und ich tue es ihm gleich „Gern geschehen!” „Ich verabschiede mich gleich“, er beugt sich über den Tisch und schüttelt meine Hand. „Ich muss wieder los!” Ich verstehe: Er will weg, bevor diese Herrschaften mit ein paar Gläsern mehr ihre Erziehung gänzlich ablegen. Ich habe genau dasselbe vor und ziehe rasch die Bürotür hinter mir zu…